

- Spiel? Diesen zu erörtern ist auf jeden Fall ziemlich amüsant.

Weniger lustvoll ist allerdings der detailverliebte geschilderte Erniedrigungssex mit »Israel«, der für die Ich-Erzählerin das gelobte Land sein soll, sich aber – hört, hört – als destruktive Dystopie herausstellt. Girls, auch wenn sie mittlerweile zum Standardtopos in den Erzählungen junger Frauen avanciert: narzißtisch-selbstzerstörerische Misogynie ist nicht cool.

– Sonja Eismann –

## Aharon Appelfeld AUF DER LICHTUNG

Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler.  
Rowohlt Berlin, Berlin 2014, 320 Seiten,  
19,95 Euro

Möglicherweise erst durch Quentin Tarantinos »Inglourious Basterds« dürfte der sog. breiten Öffentlichkeit bewußt geworden sein, daß es das gab: aktiven jüdischen Widerstand. Und daß es nicht zum Holocaust kam, weil sich »die Juden wie Lämmer zur Schlachtbank führen ließen« – wie ein nicht selten zu hörendes Vorurteil lautet. Vor allem in Polen agierten Gruppen jüdischer Partisanen, die der Deportation oder dem Ghetto entkommen waren, sich in Wäldern oder Sumpfbereichen versteckten und von dort aus Sabotage- oder Befreiungsaktionen durchführten.

Aharon Appelfeld hat das erlebt: Dem 1932 bei Czernowitz geborenen Autor, der in einem Lager in Rumänien interniert war, gelang die Flucht. Nachdem er sich in Wäldern versteckt und bei Bauern gearbeitet hatte, schloß er sich der Roten Armee an. Appelfeld, dessen Werk autobiographisch grundiert ist, weiß also genau, wovon er erzählt, wenn er in *Auf der Lichtung* eine Partisanengruppe porträtiert, die in den Karpaten gegen die Nazis kämpft; der 17jährige Ich-Erzähler Edmund dürfte dem jungen Appelfeld nachempfunden sein.

Appelfeld erzählt in seinem Roman, einem der raren, die sich des jüdischen Widerstands annehmen, nicht unspannend von den Aktionen der Gruppe, die vor allem damit beschäftigt ist, das eigene Überleben durch Beutezüge zu sichern, bevor sie daran denken kann, Transporte zu überfallen, um Gefangene zu befreien (was sie schließlich aber tut, und zwar mit Erfolg). Auch das Leiden unter den Lebensbedingungen im Wald und die Angst vor Angriffen der Deutschen interessieren Appelfeld nur als Rahmen für sein eigentliches Thema: die gruppendynamischen Prozesse, vor allem die grundsätzlichen Konflikte zwischen religiösen Juden und den »treuen Kommunisten«, die sich nicht mit »mystischen Illusionen« abgeben wollen. Anders Kamil, der Kommandant der Gruppe, der »in einem Moment geistiger Erhebung« ausruft: »Unser Krieg gilt nicht nur dem Überleben. Wenn wir diese Wälder nicht als ganze Juden verlassen, wird das ein Zeichen sein, daß wir nichts gelernt haben.« Er ist eine ähnlich holzschnittartig gezeichnete Figur wie etwa Großmutter Zirl, eine auf magische Weise mit

den »Vorfätern« verbundene Greisin. Das Mystische, Transzendente ist Appelfelds Werk grundsätzlich eigen. Ob der legendenhafte Ton des neuen Buches der Thematik des Widerstands gegen den Nationalsozialismus gerecht wird, mag dahingestellt sein.

– Thomas Schaefer –

## Katja Petrowskaja VIELLEICHT ESTHER

Suhrkamp, Berlin 2014, 285 Seiten,  
19,95 Euro (erscheint am 10.3.)

»Früher war hier Babij Jar«, sagt der Junge, als er die Ich-Erzählerin nach ihrem Besuch wegführt von dem geschundenen Ort, an dem man »der eigenen Opfer einmal pro Jahr gedenkt oder« – fälschlicherweise – »meint, man habe damit nichts zu tun«. Ihre Urgroßmutter Anna und deren Tochter Ljolja »liegen« dort – das ist der Sprachgebrauch der Eltern. Aber das Schweigen über »Familiengeheimnisse« gilt für die Erzählerin nicht mehr.

Jenseits von abgedroschenen Sprachmustern und Worthülsen erzählt die 1970 in Kiew geborene Autorin, die in Estland studiert, in Moskau promoviert hat und seit 1999 in Berlin lebt, von ihrer Spurensuche – eine russisch-jüdisch-sowjetische Geschichte. Ihre Sprache nennt sie ein »Delirium« zwischen Russisch und Deutsch, ihr Deutsch noch »minderjährig«. Aber in der »Sprache des Feindes« könne sie Täter-Opfer-Klischees und den »Anspruch auf moralisches Recht« eher vermeiden. Denn sie findet: »Wir haben ein gemeinsames Erbe.« Ihr Buch sieht sie auch als Ergebnis eines Kampfes. Ein Alptraum darin: Alle können sie sehen mit ihrer »auf die Zunge geklebten deutschen Sprache« – wie eine Frau mit angeklebtem Penis in einer Männer sauna: Sie gehört nicht dazu.

Der Text flirrt und mäandert, sprachlich und inhaltlich, bald kann man die verschlungenen Äste des Familienstammbaums fast nicht mehr auseinanderhalten. Aber das ist auch gar nicht wichtig, es geht um Menschen. Sieben Generationen – »wie im Märchen« – waren die Verwandten mütterlicherseits Taubstummlehrer, der Urgroßvater Ozjel Krzewin Direktor eines Internats für taubstumme Kinder in Warschau. Seine Tochter Rosa, die Großmutter der Erzählerin, rettete während der Leningrader Blockade 200 halbverhungerten Waisenkindern das Leben. »Keines darf sterben«, so lautete ihr »Kriegsbefehl«. »Alle Altruisten« – die Mutter liebt dieses Wort, die Erzählerin aber weiß, daß sie selbst »es nicht mehr hatte«, das altruistische Erbe.

Den Namen Petrowsky nahm der Großvater väterlicherseits, Schimon Stern aus Odessa, als Decknamen im Untergrund während der Revolution an und legte ihn nach dem Sieg der Bolschewiki nicht mehr ab. Bis 1937 arbeitete er »in den Organen«, »wie man damals den Geheimdienst nannte«. Mit untergründigem Sarkasmus erzählt die Autorin über die Sowjetzeit, in der selbst für sie als Kind der siebziger und achtziger Jahre der Geist des »Großen Vaterländischen Krieges« immer noch die Meßlatte war

für alle Nöte und Entbehrungen: »Hauptsache, es gibt keinen Krieg!«

Darf man sich vorstellen, dabei gewesen zu sein? Beim Strafprozeß des Großonkels Judas Stern, der 1932 ein Attentat auf den deutschen Botschaftsrat verübte? Beim Tod der Urgroßmutter? Die Ich-Erzählerin beobachtet diese Szene »wie Gott aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses«, aber manchmal faßt sie sich auch ein Herz und kommt näher heran. Die Gesichter kann sie trotz aller Anstrengung nicht erkennen. So wird klar, daß sie als Nachgeborene einen Teil ihrer Geschichte erfinden muß. Ist sie deshalb weniger wahr?

Die Familie des Vaters flieht im August 1941 vor der deutschen Wehrmacht, der Großvater muß an die Front und die Urgroßmutter, die »vielleicht Esther« hieß und die nicht mehr laufen kann, bleibt in der Wohnung zurück. An dem Tag, als sich alle Juden Kiews zu einem Sammelpunkt begeben müssen, geht sie auf die Straße – und die Autorin läßt sie unendlich langsam gehen – wie die Schildkröte im Paradoxon von Zenon von Elea – und spricht einen Deutschen an, dem sie mehr vertraut als den Ukrainern. »Cherr Offizehr«, begann Babuschka mit ihrem unverkennbaren Anhauch, überzeugt davon, sie spreche Deutsch: »Zeyn Zi so fayn, sagen Sie mir, was zoll ick denn machen? Ikh hob di plakaten gezen mit instruktizies far yidn, aber ich kann nicht so gut laufen, ikh kann nyscht loyfn azoy schnell.« Sie wurde auf der Stelle erschossen, mit nachlässiger Routine ... ganz nebenbei.

Die Imagination wird durch Fakten gespeist: Ortsbegehungen in Polen und Österreich (im Stalag XVIII in St. Johann im Pongau, in Gusen und Mauthausen war der Großvater Wassilij als sowjetischer Kriegsgefangener), Fotos, Landkarten, *death records* aus Yad Vashem – die auch *life records* von Überlebenden implizieren, Archive in Wien und Warschau, jüdische Grabplatten als Pflastersteine. Dazu kommen Gedichtzeilen, Musik, Bilder wie von Chagall, Sagen, Märchen und Mythen. Traum, Erinnerung, Erzähltes, aktuelle Realität und Recherche schieben sich übereinander. Intim, poetisch, tastend, historische Verweise und literarische Reflexionen mit leichter Hand ausstreuend, eröffnet die Autorin auch für den Leser Raum zur Reflexion. Andererseits kreierte sie durch zahlreiche »Rochaden des Schicksals« und die miteinander verwobenen »Zufälle in Raum und Zeit« eine suggestive Faktizität, die den Leser in ihren Bann zieht.

Ein Museumsbesuch mit der elfjährigen Tochter: Die Erzählerin möchte die dreißiger Jahre überspringen, aber die Tochter tröstet – und das beunruhigt sie mehr als deren Wissen: »Ich weiß schon Bescheid, Mama.« Vor der Tafel mit den Nürnberger Gesetzen fragt das Mädchen: »Wo sind wir hier in dieser Tabelle?« Dann geraten beide zufällig in eine Führung. »Wir haben übrigens bezahlt«, sagt ein Mann zu ihnen. Das bringt die Erzählerin zum Weinen. Sie weint über ihn, »obwohl er es nicht nötig hatte, denn er hatte recht, wir haben nicht bezahlt, oder doch, haben wir übrigens.«

– Sabine Lueken –